

Mary Elizabeth Braddon



M. E. Braddon

Ein guter Haſſer

Ein guter Hasser.

von

M. E. Braddon.

Aus dem Englischen
Autorisierte Ausgabe



Berlin, 1873.
Verlag von Otto Jahnke

Der Lexikograph Samuel Johnson sagte einmal: "Sir, Ich schätze einen guten Hasser!" Philip Rayner rühmte sich oft damit, daß er in dieser Hinsicht ein Mann nach dem Herzen des großen Lexikographen sei. Er pflegte zu sagen: "Ich vergebe niemals eine Kränkung und ich vergesse niemals eine Liebenswürdigkeit." Das Gebot der Barmherzigkeit, das in den Lehren unseres Heilands aufgezeichnet wurde und in den Briefen des Apostels Paul Wertschätzung erfuhr, steht natürlich nicht im Einklang mit Samuel Johnsons Motto, denn zu den eingeschränkten Tugenden gehört auch ein nahezu unerschöpfliches Vermögen, Missetaten zu vergeben. Unser Heiland lehrte uns auch, daß es ein armseliges Ding ist, nur diejenigen zu lieben, die uns auch lieben. Vielleicht wäre Philip Rayner damals sehr zornig geworden, wenn jemand daran gezweifelt hätte, daß er ein Christ sei. Schließlich ging er doch jeden Sonntag in die Kirche und manchmal sogar zweimal, wenn ihm der Ruhetag besonders lang schien und er ansonsten am Nachmittag noch nichts Besseres vorhatte. Und wenn er auch der Predigt nicht sehr aufmerksam folgte und ohne große Begeisterung an religiösen Ritualen teilnahm, so war er doch gewiß ein Vorbild für

die breite Masse, denn seine Kleider waren immer sorgfältig abgebürstet, seine Hemden blüthenrein und sein Benehmen tadellos. Seine Schulden bezahlte er immer bis auf den letzten Farthing und auch an Freigiebigkeit mangelte es ihm nicht, denn er spendete gewissen etablierten angesehenen wohlthätigen Organisationen einen angemessenen Antheil seines Einkommens.

Alle, die ihn kannten, hatten nur Gutes über ihn zu sagen. Er war ein intelligenter wohlhabender junger Mann von angenehmer Erscheinung mit einem unverdorbenen Charakter. Er hatte ein sanftes aber zugleich angenehmes Wesen. Er war aber auch ein sehr nachdenklicher junger Mann, der dazu neigte, alle Dinge sehr ernst zu betrachten. Ansonsten hatte er ganz hervorragende Aussichten, denn er war der einzige Sohn eines reichen Lederhändlers, der seit 40 Jahren in düsteren alten Geschäftsräumen in dem Viertel am Flußufer jenseits des Tower einen florierenden Lederhandel betrieb.

Sein Vater hatte ihn nach seinen eigenen Vorstellungen ausbilden lassen. Er schickte ihn weder nach Eton noch nach Harrow. Da er es für unnütz ansah, seinem Sohn eine kostspielige gelehrte Bildung, geeignet, den jungen Menschen für die kaufmännische Laufbahn und für ein ruhiges bürgerliches Leben zu verderben, schickte der alte Samuel Rayner seinen Knaben in ein geachtetes

Handelsinstitut, wo er in die Prinzipien der kaufmännischen Wissenschaften eingeweiht werden sollte. Diese Art Erziehung kam dem Jungen zwar sehr langweilig vor, nichtsdestoweniger aber ertrug er sie geduldig genug und als er endlich nach sechsjährigem Aufenthalt das Institut verließ, war er ein tüchtiger Rechner, besaß eine vollkommene Kenntnis und Fertigkeit der französischen und deutschen Sprache und schrieb eine tadellose Handschrift.

Philip Rayners häusliches Leben in den ersten fünf Jahren, nachdem er die Schule verlassen, war nicht besonders heiter. Der alte Mann zog es vor, da zu wohnen, wo seine Voreltern gewohnt hatten — in einem großen düstern Haus, das sich an die Geschäftslocalitäten von Rayner, Rayner und Söhnen anschloß. Die Messingplatte an der Comptoirthüre, welche diese Inschrift trug, sah schon alt und abgenutzt aus, als Samuel Rayner noch ein kleiner Knabe war und die Rayner, auf die sich die Firma bezog, waren damals zwei magere alte Männchen, welche schnupftabakbraune Westen und Röcke mit glänzenden Metallknöpfen und Perücken mit Haarbeuteln trugen.

Es war jedenfalls eine traurige Wohnung für die Jugend, dieses große düstere Haus, mit seiner breiten dunkeln Treppe, mit den vielen finstern Gängen und Winkeln und dem dunkeln Eichengetäfel in den Zimmern.

Zum Glück war Philip Rayner nicht mit einer lebhaften Einbildungskraft begabt. Er nahm das Leben sehr ruhig hin, wenn er es auch zuweilen für eine harte Sache hielt, daß sein Vater kein schönes Landhaus, mit Gärten, Glashäusern und Billardzimmer und keine Equipage wie andere Männer von seiner Stellung besaß; aber so oft er mit dem alten Herrn über diesen Punkt zu sprechen kam, stimmte er schließlich doch immer mit seinem Vater darin überein, daß es eine thörichte Sache sei, sein Vermögen für Luxus und Glanz zu vergeuden, um im Alter dem drohenden Bankerott gegenüberzustehen.

»Wenn ich einst sterbe, wirst Du einer der reichsten Männer im Lederhandel sein, Phil,« pflegte der alte Mann bei solchen Gelegenheiten zu äußern, »und Du würdest dies nicht sein, wenn ich Dich auf die Universität geschickt und mein Einkommen an Landhäusern und Wagen und Pferden vergeudet hätte.«

So kam es, daß Philip, da er keine ausschweifenden Neigungen besaß, die Dinge nach und nach ganz aus dem Gesichtspunkte seines Vaters ansah und daß er, trotz seiner Jugend, bald dasselbe lebhaftere Interesse für Vergrößerung seines Vermögens wie sein Vater an den Tag legte.

Mit der Zeit gewann er auch eine Vorliebe für das alte Haus, nahm vor den Jahren Junggesellengewohnheiten an und kam zu der Ansicht, daß wenig daran liege, wo ein Mann lebe, wenn er nur bequem wohne und sonst gut

verpflegt werde. Im Uebrigen wurde der Haushalt von Samuel Rayner nichts weniger als in geiziger und schmutziger Weise geführt. Es war ein grauhaariger alter Hausmeister da, der seit mehr als dreißig Jahren die Verwaltung des Kellers und des schweren alten Silberzeugs besorgte. Es war auch eine ebenso alte Haushälterin da, die noch den letzten der schnupftabakraunen alten Herren gekannt hatte. Das übrige Dienstpersonal bestand aus zwei von der Haushälterin ausgewählten, sauertöpfigen Mägden von sehr gesetztem Alter.

Außer diesen befand sich kein anderes weibliches Wesen in dem kleinen Haushalt. Philips Mutter war gestorben, als er noch in zartem Knabenalter stand. Ein Porträt von ihr hing in einem dunkeln Gemach, das mit Philips Schlafzimmer in Verbindung stand, ein Bild, das kurz nach ihrem Tode dahin verbannt worden war, als der trostlose Gatte die Erinnerung an seinen Verlust nicht ertragen konnte, und das seitdem nicht mehr an seinen alten Ehrenplatz zurückgebracht wurde. Philip betrachtete zuweilen dieses Porträt und dachte darüber nach, welchen Unterschied es wohl in seinem Leben gemacht haben würde, wenn seine Mutter nicht todt wäre. Das Gesicht auf dem Bilde war angenehm, zart und sanft; dem Sohn aber schien es von himmlischer Schönheit zu sein. Dieses Gefühl für die Mutter, deren er sich kaum mehr zu erinnern vermochte, war vielleicht der einzige Zug von

Romantik in Philip Rayners Charakter.

Er stand in seinem dreißigsten Jahre und war seit zehn Jahren der Compagnon und Vertreter seines Vaters im Geschäft gewesen. Der Vater begann jetzt alt zu werden. Er war seit einem Jahre heftigen Gichtanfällen unterworfen, die ihn an seinen Lehnstuhl fesselten und Philip hatte die ganze Leitung des Geschäfts übernommen. Zwar fragte er seinen Vater täglich um Rath, aber dies war nichts weiter als eine leere Förmlichkeit, denn Samuel Rayners Gehirn verlor immer mehr seine Geschäftsfähigkeit.

In allen diesen Jahren, seit er an seinem siebzehnten Geburtstag die Schule verlassen, hatte Phil Rayner sich nur einen einzigen Freund erworben. Dies war ein junger Mann, der etwas später als correspondirender Commis, besonders für die ausländische Correspondenz, die in dem Hause Rayner sehr bedeutend war, in das Comptoir aufgenommen wurde. Der Jüngling war zwei Jahre jünger als Philip und kam frisch von einer deutschen Universität, als er seine commercielle Laufbahn begann. Sein Name war George Tolson und er war der Sohn eines Majors, der ein sehr hübsches Vermögen durchgebracht und sich eines Morgens in einem Anfall von Delirium tremens den Hals abgeschnitten hatte, eine Wittve und zwei Waisen in der hilflosesten Lage hinterlassend.

Einige wohlwollende Freunde hatten der verlassenen Frau beigestanden. Man hatte den Knaben nach

Deutschland und das Mädchen in ein Institut zur Erziehung von Offizierstöchern gesendet. So hatten sie sich, mit Mühe und Noth, durchgekämpft, bis der Knabe im Stande war, seinen eigenen Lebensunterhalt zu erringen und das Mädchen das Alter erreicht hatte, um die Stelle einer Gouvernante einzunehmen. Die Mutter hatte irgendwo in einer obskuren Straße auf der Surry-Seite der Themse eine Wohnung, und hierher kehrte George jeden Abend, wenn seine Geschäftsstunden im Comptoir vorüber waren, zurück.

Die Freundschaft zwischen diesen beiden jungen Männern war nicht plötzlich oder rasch entstanden. Philip Rayner gehörte nicht zu den heißblütigen, leichtbewegten Charakteren und George Tolson, obschon frei und offen wie die Lüfte des Himmels, war zu stolz, um den geringsten Annährungsversuch an den Sohn seines Brodherrn zu machen. Eine Zeit lang benahmen sich diese Beiden mit der größten Zurückhaltung gegen einander; aber sie waren die einzigen jungen Leute im Comptoir und nach und nach schmolz das Eis, bis die Bekanntschaft in Freundschaft reifte. Sie hatten wenig Gemeinschaftliches in ihrem Geschmack. George Tolson war lebhafter und in seinem Temperament heiterer und fröhlicher als der Sohn seines Gebieters; aber sie waren Beide jung und das knüpfte ein Band zwischen ihnen. Auch war das nicht das einzige Verbindungsglied. Es gab Umstände in George Tolsons Leben, welche ein lebhaftes

Interesse in Philip erweckten. Er hatte entdeckt, daß George die Hauptstütze und der liebende Gefährte seiner Mutter war und er beneidete ihn um ein so zartes Band, um eine so kostbare Pflichterfüllung. Er pflegte zuweilen an Sommerabenden mit George nach Hause zu gehen und nach seinem Gang eine Tasse Thee bei der Wittve zu trinken oder mit George Schach zu spielen, während dessen Mutter zusah. Wenn er seinem Freund in irgend einer materiellen Weise hätte beistehen können, so würde er es gethan haben; aber er stand zu dieser Zeit noch unter der väterlichen Vormundschaft und Samuel Rayner hielt es für vollkommen genügend, daß er dem jungen Mann einen gutes Gehalt bezahlte. Alles was Philip thun konnte, um der Wittve seine Aufmerksamkeit zu beweisen, bestand in kleinen Geschenken, welche dazu dienten, ihre spärlich ausgestattete Wohnung zu verschönern — in einem Theeservice, in einem Schachspiel, in ein paar Porzellanvasen für den Kaminmantel u.s.w. Es waren kleine aber werthvolle Geschenke für Mrs. Tolson, die in den letzten Jahren solche kleine Annehmlichkeiten hatte entbehren müssen.

Und so verflossen die Jahre mit einer ruhigen Einförmigkeit, die indeß für Philip, der keine Sehnsucht nach einer Veränderung hatte, angenehm genug war. Er und George pflegten in den langen Sommerabenden, oder auch selbst in den Herbst- und Frühlingsmonaten viel miteinander herumzustreifen, theils in den Straßen der

alten City, theils in der näheren oder entfernteren Umgebung derselben Sie waren sehr glücklich miteinander, George voll von wilden, sorglosen Reden über ein Leben, das verschieden von dem ihrigen wäre, über ein Leben von Abenteuern in entfernten Ländern, über ein Leben am Bord von Schiffen, im Lager und in häufigen Kämpfen mit wilden Feinden, kurz über ein Leben, wie er es zu führen wünschte, statt des trockenen Comptoirlebens, das keinerlei Aussicht auf eine Veränderung darbot.

»Wie Du weißt, George, erhältst Du jedes Jahr eine Erhöhung Deines Gehalts, und das ist denn doch auch so schlecht nicht,« sagte der praktische Philip. »Und wenn Du bei dem Geschäft bleibst, so werde ich später, wenn wir beide Männer von mittlerem Alter sind, im Stande sein, Dir einen Antheil an demselben zu geben.«

»Ja, ich weiß« daß Du ein guter alter Bursche bist und Dein Vater ist auch gut gegen mich und ich bin im Ganzen genommen besser daran, als ich verdiene. Aber ich glaube nicht, daß ich für diese Art von Leben bestimmt war. Ich habe zu viel von dem Blute meines Vaters in mir. Die Tolsons waren seit undenklichen Zeiten Soldaten. Wenn meine Mutter nicht gewesen wäre, so hätte ich mich schon längst anwerben lassen.«

Er sah, während er dies sagte, sehr hübsch aus mit seinem braunen, lockigen Haare, das die leichte Sommerluft von seiner unbedeckten Stirne zurückwehte.

Die beiden jungen Männer saßen auf einer alten Ballastkiste am Ufer des schnell dahinfließenden Stroms, einem Lieblingsplatz von ihnen zum Ausruhen nach einem langen Spaziergang.

Ja, er war sehr hübsch, in einem edeln malerischen Styl. Matt hätte glauben können, daß das Blut der Cavaliere aus der Jacobitenzeit in seinen Adern rinne. Es lag eine Kraft und eine Fülle des Lebens in ihm, wie sie der modernen Jugend des Handelsstands nicht eigen zu sein pflegt. Die klaren blauen Augen konnten plötzlich aufflammen, wenn er erregt war, die beweglichen Lippen hatten hundert Veränderungen des Ausdrucks anzuweisen. Er bildete in dieser Beziehung einen auffallenden Contrast mit seinem Freund, dessen dunkles, nicht unangenehmes Gesicht wenig Veränderungen unterlag. Eine stark ausgeprägte Stirne, ernste graue Augen, ein fester — Mund und eine klare dunkle Haut, dies waren die unterscheidenden Merkmale von Philip Rayners Physiognomie.

Bald darauf trat eine Veränderung in Philips Leben ein — eine Veränderung, die einen neuen Menschen aus ihm machte, von der er später den Beginn eines neuen Lebens datierte. Es war ihm, als ob sich ein Thor geöffnet hätte und er in eine neue Welt getreten wäre — eine Welt voll Licht, Luft und Sonnenschein, die schöner und freundlicher war, als Alles was er bisher gesehen und geträumt hatte. Mit andern Worten, Philip Rayner

verliebte sich.

Es trug sich eines Morgens zu, daß der alte Lederhändler weniger Interesse als gewöhnlich an dem Geldartikel der »Times« nahm das Blatt mit einem langen Seufzer weglegte und mit einem so eigenthümlichen Blick in das Feuer starrte, daß Philip aufmerksam wurde und fragte:

»Ist etwas Besonderes vorgefallen, Vater?«

»Nein, Phil, es ist nichts vorgefallen. Die Sache ist, ich habe einen Brief erhalten.«

»Wahrscheinlich einen Privatbrief?« fragte Philip neugierig.

»Ja einen Privatbrief,« Phil, in einer Handschrift, die ich nicht mehr in dieser Welt zu sehen wähnte, einen Brief von einer Todten.«

»Was willst Du damit sagen, Vater?«

»Als ich Deine Mutter heirathete, Phil, war es nicht eigentlich eine Liebesheirath, obschon ich Deine Mutter lieb hatte und sie später noch lieber gewann, die arme Seele. Aber ich hatte mich vorher schon verliebt gehabt und sie wußte es. Ich liebte eine Cousine von mir, eine Waise, die mein Vater und meine Mutter aus Barmherzigkeit erzogen hatten. Du würdest wahrscheinlich über mich lachen, wenn ich Dir sagte, wie ich dieses Mädchen geliebt habe; denn solche Dinge lauten thöricht, wenn ein Mann alt und schwach ist und

mit einem Fuß im Grabe steht. Aber ich liebte Katharina Marsy von ganzem Herzen und von ganzer Seele. Meine Eltern waren Anfangs dagegen, daß ich sie heirathete, da sie wußten, daß Katharina ganz vermögenslos war; aber sie liebten sie trotz ihrer Einwendungen und da mein Vater sah, daß ich mein Herz auf die Heirath gesetzt hatte, so gab er nach und meine Mutter that natürlich dasselbe. So war bald Alles in Richtigkeit und ich hielt mich für den glücklichsten Menschen der Welt. Wohlan, Philip, es ist eine alte und ganz gewöhnliche Geschichte. Sie wurde mir untreu. Sie hatte mich, wie ich glaube, niemals geliebt. Wie aber dem auch sein mag, genug, sie ging mit einem Italiener, Namens Paroldi, der meine Schwester im Singen unterrichtete, durch. Er war ein liederlicher Taugenichts, der kaum etwas für sich hatte, als ein hübsches Gesicht und sein einschmeichelndes Benehmen. Sie ging eines Morgens mit ihm durch, ein kleines Billet für mich hinterlassend, worin sie mich um Verzeihung bat und benachrichtigte, daß sie kurz zuvor Katholikin geworden und in der katholischen Kirche von Moorfield mit Joseph Paroldi getraut worden sei.«

»Was für eine herzlose Dirne!« rief der Sohn. »Gewiß hast Du niemals einen solchen Verrath wie diesen verzeihen können, Vater?«

»Freilich war es ein hartes Ding, zu verzeihen, Philip. Ich war Anfangs wüthend gegen sie und hätte sie ermorden können, wenn sie mir in den Weg gekommen

wäre. Aber nach und nach begann ich anders über sie zu denken, indem ich mich erinnerte, was für ein junges Ding sie war — kaum achtzehn Jahre alt — als sie diesen Schurken heirathete und mir Worte und Blicke von ihr ins Gedächtniß zurückrief, die auf einen geheimen Kummer hinwiesen, bis ich zu glauben begann, daß sie einen schweren Kampf gekämpft um mir treu zu bleiben und daß sie oft daran war, mir Alles zu bekennen. So kam es, daß ich ihr am Ende doch verzieh.«

Philip zuckte mit einem unfreiwilligen Ausdruck der Verachtung über die Schwäche seines Vaters die Achseln.

»Ich hätte mich niemals dazu bringen können,« sagte er.

»So denkst Du wohl jetzt, Phil,« antwortete der Alte; »aber wenn ein Mann ein weibliches Wesen einmal geliebt hat, so taucht ihr Gesicht immer wieder vor ihm auf, mit der Bitte, nachsichtig von ihr zu denken, mag sie ihn auch noch so schlimm behandelt haben. Das Ende davon ist, daß er ihr verzeiht. Die Erinnerung an die Tage, wo er geglaubt, sie liebe ihn, erschüttert stets seine Standhaftigkeit und das Ende ist immer dasselbe.«

»Bei mir würde es niemals so endigen,« murmelte der junge Mann, grimmig seine Faust ballend. »Nichts auf der Welt könnte mich bestimmen, dem Weib zu vergeben, das mir untreu geworden. Was hat aber der Brief, den Du erhalten hast, mit dieser alten Geschichte zu thun, Vater?«

»Er ist von Katharina Marsy — Katharina Paroldi, der einzige und der letzte Brief, den sie mir jemals geschrieben. Sie ist todt. Eine andere Hand, diejenige ihrer Tochter, meldet mir dies am Schlusse des Briefs. Sie ist todt und hat ein einziges Kind, ein Mädchen hinterlassen, das letzte von einer großen Familie. Paroldi führte sie nach Westindien, wo sie eine Reihe von Jahren hindurch in ziemlichem Wohlstand lebten, aber viel Kummer hatten, da das Klima ihre Kinder, eines nach dem andern bis auf das eine hinwegraffte. Dann kam auch anderes Unglück hinzu. Der Mann wurde krank und starb vor zehn Jahren. Darauf unterhielt die arme Seele sich und ihr Kind durch Musikunterricht. Sie hatte immer eine Stimme so klar und frisch wie die einer Lerche gehabt und ich glaube, daß es die Musik dieses Italieners war, die sie verführte. Und so brachte sie sich ziemlich gut durch, wie sie in ihrem Briefe sagt, bis sie sich dem Tode nahe fühlte und, da sie keinen vermögenden Freund in der Welt besaß, dessen Güte sie für ihr Kind anflehen konnte, ausgenommen mich und da sie wisse, wie die arme Seele sagt, daß ich ein guter Mensch sei, so bitte sie mich aus christlicher Barmherzigkeit, wenn nicht wegen des Andenkens an jene Tage, wo ich sie geliebt habe, mich ihrer Tochter anzunehmen. Sie verlangt nicht von mir, daß ich viel für das Mädchen thun, nicht daß ich es adoptieren oder es ein müßiges Leben führen lassen soll; sie wünscht bloß, daß ich ihm Gelegenheit verschaffe, auf

redliche Weise seinen Unterhalt zu erwerben und es davor bewahre, daß es in schlimme Hände falle. Der Brief ist mir diesen Morgen durch einen Boten überbracht worden. Das Mädchen ist in London. Was soll ich thun, Phil? Du bist jetzt eigentlich der Herr hier. Was ich gespart habe, ist für Dich gespart, was ich ausgabe, geht aus Deiner Tasche. Was sollen wir mit Katharina Paroldi anfangen? Sie ist nach ihrer Mutter Katharina getauft.«

»Es ist heutzutage eine schwierige Sache für ein Frauenzimmer, seinen Lebensunterhalt zu erwerben,« antwortete Philip nachdenklich, »für eine junge Person und für eine Fremde gar. Der Unterhalt eines Mädchens kostet wenig. Gewiß Vater, kann sie hier bei uns leben. Mrs. Dorking würde sich ihrer annehmen.«

»Ja, für einige Zeit würde dies ganz gut gehen; später aber müßte sie ihren Unterhalt selbst erwerben, Phil.«

»Sie würde nach einem oder zwei Jahren mehr mit den englischen Verhältnissen vertraut sein und Du könntest ihr eine Kleinigkeit vermachen, Vater.«

»Ich kann darüber nichts sagen; es ist jedenfalls edelmüthig von Dir, Phil, daran zu denken.«

Philip Rayner war nicht unedelmüthig. Der Gedanke, daß der Ertrag des Geschäfts und die Geldanlagen in den Fonds sich fortwährend vermehrten, war ihm zwar angenehm, aber er war kein Geizhals und er scheute sich nicht, Geldausgaben zu machen, wenn er auch in Folge

der Verhältnisse, in denen er ausgewachsen war, keinerlei Neigung zur Verschwendung hatte.

Katharina Paroldi kam also in das alte Haus in der Nähe des Tower. Sie war ein großes schlankes Mädchen mit einer durch die westindische Sonne gebräunten Gesichtsfarbe, nicht besonders hübsch, wie Philip Anfangs dachte, aber mit Augen von wundervollem Ausdruck und Schönheit, wie er sehr bald inne wurde, und mit einem sanften bezaubernden Wesen, dem das Herz eines Mannes nicht widerstehen konnte.

Sie war Anfangs nicht sehr fröhlich, dieses verwaiste Mädchen von siebzehn Jahren, denn der Schatten eines großen Kummers lag auf ihr; desohngeachtet aber heiterte sie das alte Haus durch ihre bloße Anwesenheit mehr auf, als es Philip für möglich gehalten hatte. Es war etwas Neues für ihn, nach Hause zurückzukehren und sie in dem düstern getäfelten Wohnzimmer sitzen zu sehen. Sein Nachhausekommen war jetzt etwas ganz Anderes als früher. Er ertappte sich auch zuweilen darüber, wie er in den Geschäftsstunden, wenn er eine lange Rechnung oder eines der gewichtigen Bücher vor sich hatte, an diese schwarzäugige Katharina dachte. Die Tage kamen ihm länger vor als sonst und er wunderte sich selbst über seine Eilfertigkeit des Abends nach Hause zurückzukehren, wo Katharina an einem kleinen Tisch in der Nähe des alten Mannes saß, mit einer feinen Handarbeit beschäftigt, wofür sie ein ganz besonderes

Talent hatte.

Als Samuel Rayner sah, wie geschickt und fleißig sie war, meinte er, es werde ihr nicht schwer fallen, ihren eigenen Lebensunterhalt zu erwerben. Philip dagegen war der Ansicht, es würde für ein so sanftes und zartes Wesen eine harte Sache sein, wenn sie in die kalte grausame Welt hinausgestoßen würde. Und was würden sie ohne sie beginnen in diesem düstern alten Hause, nachdem sie einmal den magisch erheiternden Einfluß ihrer Gegenwart kennen gelernt hatten? Sie besaß hundert kleine Künste, durch die ein weibliches Wesen das traurigste Haus verschönern kann und nach und nach, als sie fand, daß sie das Recht habe, diese Dinge zu thun, übte sie ihre kleinen Künste aus. Bald war eine neue Atmosphäre in dem alten Hause und Philip fühlte diese Veränderung lebhaft.

Vielleicht hegte Mr. Rayner der Jüngere um diese Zeit keine so große Vorliebe für die Gesellschaft seines Freunds George Tolson. Es war mitten im Winter und an Entschuldigungen wegen Aussetzung ihrer gewohnten Spaziergänge fehlte es deshalb nicht; aber Philip fühlte, daß er seinen Freund nicht ganz aufrichtig behandelte, und, um dies einiger Maßen wieder gut zu machen, lud er ihn ein- oder zweimal in der Woche zum Diner ein. Der alte Mann hatte keine Einwendung gegen seine Gesellschaft; der Sohn war jetzt ohnedies wie im Geschäft, so auch im Hause vollkommen der Herr.

Es mag sein, daß Philip von den Lippen seines Freundes, auf dessen Urtheil er baute, das Lob von Katharina Paroldi vernehmen wollte. Es gefiel ihm jedenfalls, wenn George von der Schönheit ihrer schwarzen Augen und dem Zauber ihres Gesanges sprach. Sie hatte in einer Ecke des Besuchsimmers den Schlüssel zu dem altmodischen Piano gefunden, aus welchem einst ihr Vater Miß Rayner singen gelehrt hatte und sie sang und spielte ihrem Wohlthäter und seinem Sohne zuweilen des Abends etwas vor. Ihre Stimme war ein klarer, sehr angenehmer Sopran, ihr Spiel voll Zartheit und Gefühl. Sie sang alle englischen Balladen, welche Samuel Rayner liebte, außerdem italienische Musik des besten Genre, worin sie ihr Vater unterrichtet hatte, als sie noch ein Kind war.

Philip verstand nichts von Musik. Er hatte nur einen unbestimmten Begriff von Melodie, wenn Katharina sang und spielte. Ein angenehmer besänftigender Einfluß lag für ihn darin. Er würde ohne die Worte kaum einen ihrer Gesänge von dem andern unterschieden haben. Am meisten empfand er diesen Mangel, wenn George Tolson bei ihnen war, denn dieser hatte eine schöne Baritonstimme und viel Geschmack für Musik. Er sang auch öfters ein Duett mit Katharina und dies schien Beide einander näher zu bringen und zum ersten male fühlte Philip eine eifersüchtige Regung. Er war wegen dieses Gefühls ärgerlich über sich selbst und machte große

Anstrengung, über dasselbe Herr zu werden, indem er gerade wegen dieser geheimen Schwäche seinen Freund öfters nach dem alten Hause einlud.

»Was habe ich von ihm zu fürchten, wenn sie mich liebt?« sagte er zu sich, »und wenn nicht, was kann daran liegen, mit wem sie zusammenkommt? Aber ich glaube, sie liebt mich; ja, ich glaube, sie liebt mich.«

Er glaubte, sie liebe ihn. Er hatte ohne Zweifel Gründe, so zu denken. Das Mädchen hatte ein zutrauliches, liebenswürdiges Wesen und war gegen die Freunde, die ihr eine Heimath gegeben, im hohen Grade dankbar. Vielleicht war sie dem Eifer, ihre Dankbarkeit bei den verschiedenen kleinen Anlässen, wie sie sich täglich ergaben, an den Tag zu legen, zuweilen etwas freundlicher gegen ihren Cousin gewesen, als es für den Frieden seines Herzens gut war.

Ganz anders benahm sie sich indeß gegen George Tolson. Philip sah den Unterschied und diese Thatsache trug sehr viel zu seinem Glück bei. Gegen George war, wie Philip glaubte, ihr Benehmen zurückhaltend und kalt. Sie gab sich keine Mühe, ihm zu gefallen und seine Anwesenheit schien ihr gleichgültig zu sein. Nein, von George hatte er nichts zu fürchten.

So gingen die Tage und Wochen mit einer ruhigen Einförmigkeit hin, die für einen lebhaften Geist langweilig gewesen wäre; aber Philips Leben war ein

neues Leben und er wunderte sich nur, wie er jemals in einer Welt habe leben können, die nicht durch Katharina Paroldis Gegenwart verschönert war. Nach und nach wurde sie, die er Anfangs nicht für hübsch gehalten, in seinen Augen eine wahre Schönheit. Ihr Aeußeres hatte sich auch wirklich einiger Maßen verändert, die dunkle Farbe ihrer Haut verschwand in der kühlen englischen Atmosphäre und ihr Gesicht wurde hell und blaß wie eine Lilie. Mit der Besserung ihres Gemüthszustands wurde ihr Lächeln strahlend und erhellte ihr Gesicht mit einer Art Glorienschein.

Philip hatte keine Eile mit seiner Bewerbung hervorzutreten. Er war von Natur zurückhaltend mit viel Stolz, der sich unter einem ruhigen Benehmen verbarg. Er beobachtete sie genau und hielt sich ihrer Liebe für sicher. Er brauchte nur zu sprechen, wenn die geeignete Zeit herankam; sie mußte ja wissen, wie sehr er sie liebte. Unterdessen galten alle seine Träume der Zukunft, wo sie sein Weib sein würde. Er vermochte sich keinen Augenblick ohne sie zu denken. Die Möglichkeit, daß ihm der Wunsch seines Herzens versagt sein könnte, kam ihm niemals in den Sinn.

Und so ging die Zeit in dem alten Hause in tiefem Frieden hin. George Tolson kam an den längeren Frühlingsabenden sehr oft zum Besuch und er war fast ihr einziger Gast. Zuweilen machten auch die drei jungen Leute einen gemeinsamen Spaziergang. Philip führte

dabei seine Cousine am Arm, während George an ihrer Seite ging und größtentheils die Kosten der Unterhaltung trug.

So verfloß die Zeit, bis für Philip Rayner plötzlich eine Unterbrechung in diesem einförmigen Leben eintrat. Sein Vater bestand nämlich darauf, daß er eine Rundreise bei ihren Geschäftsfreunden im Norden von England antrete. Es waren in der jüngsten Zeit allerlei Differenzen und Schwierigkeiten mit den Kunden jener Gegend entstanden, deren Ausgleichung die persönliche Anwesenheit eines Principals nothwendig machte.

Samuel Rayner war überrascht, daß sein Sohn keine Neigung zeigte, dieses Geschäft selbst zu besorgen und den Vorschlag machte, einen Commis abzuordnen. Aber in dieser Beziehung zeigte sich der alte Mann unbeugsam. Ganz mit seiner früheren Energie erklärte er, die Sache liege so, daß sein Sohn selbst gehen müsse. So blieb Philip nichts Anderes übrig, als sich dem Auftrag zu unterziehen. Es war nur ein Geschäft von vier oder sechs Wochen und doch kam es ihm vor, als ob ihm sein Hauptlebensnerv abgeschnitten sei, als er dem alten Hause den Rücken wendete.

Er vergaß niemals diesen Abschied. Er sollte mit dem Nachtzug abreisen. Es war ein heller ruhiger Abend Anfangs Mai, als er das Haus seines Vaters verließ. Katharina hatte ihn an die Hausthüre begleitet, um ihm Lebewohl zu sagen. Zum ersten mal in seinem Leben

küßte er sie. Gerade im letzten Augenblick, als bereits Alles zur Abfahrt bereit war, nahm er sie in den Arm und küßte sie auf die Lippen. Es war ein langer leidenschaftlicher Kuß und er glaubte, es sei zugleich die Erklärung und das Siegel seiner Liebe. Sie konnte ihn jetzt nicht mehr mißverstehen, sie war von diesem Augenblick an die Seinige.

Katharina stieß einen leichten Ruf des Erstaunens oder des Tadels aus und lief die Treppe hinauf. Es war keine Zeit mehr zu verlieren. Philip sprang in den Wagen und fuhr davon. Er sah sie einen Augenblick am offenen Fenster mit der Abendsonne auf ihrem Gesicht ihm nachsehend. Dieses Bild — das blasse junge Gesicht, die dunkeln Augen und das lose braune Haar im Rahmen des Fensters — verfolgte ihn während der ganzen langen Nachtreise. Auch die Erinnerung an diesen ersten Kuß, an das Siegel, das er auf seine Liebe gesetzt, verfolgte ihn.

Die sechs Wochen seiner Abwesenheit verlängerten sich zu zwei Monaten. Die Leute im Norden waren umständlich und Philip Rayner hatte viele Plätze zu besuchen. Nachdem er das Geschäft einmal übernommen hatte, war er entschlossen, es auch ganz zu thun, um so mehr, als er fand, daß sich die Sache durch seine persönliche Einwirkung angenehm genug ordnete. Im Ganzen war seine Sendung eine vollkommen erfolgreiche.

Es war zu Ende Juni, als er die Heimreise antrat. Es

herrschte ein herrliches Wetter und die Gegend, durch die der Weg ging, zeigte sich in ihrem schönsten Gewande. Aber Philip Rayner dachte wenig an die grüne Sommerwelt, durch die er die Fahrt zurücklegte. Seine Gedanken eilten dem Ende seiner Reise voraus. Wie würde ihn Katharina, sein Idol, empfangen? Mit Erröthen und schüchternen, niedergeschlagenen Blicken? Nein, er dachte dies kaum. Es war kein Erröthen auf dem Gesicht gewesen, das aus dem offenen Fenster auf ihn niedergeblickt hatte. Wie würde sie ihn empfangen, seine Geliebte, die ihm jetzt doppelt angehörte, seit er jenen leidenschaftlichen Kuß auf ihre widerstandslose Lippen gepreßt hatte?

Seine einzigen Briefe von Hause waren von ihrer Hand — liebe kleine Briefe, die ihm alle die kleinen, unbedeutenden Neuigkeiten des alten Hauses mittheilten und von der Lücke sprachen, die durch seine Abwesenheit entstanden war — reizende weibliche Briefe, die eine Schwester an ihren Bruder geschrieben haben möchte. Er dachte niemals daran. Ihm waren sie die Briefe seiner Verlobten, seiner zukünftigen Frau.

In den letzten Tagen seiner Reise hatte er nichts mehr vom Hause gehört; sein Aufenthalt war auch zu unbestimmt gewesen. Er hatte aber keine Besorgniß vor einem Unglück, oder daß er eine Veränderung in seinem friedlichen Hause finden werde.

Es begann dunkel zu werden, als der Wagen, den er an

der Station genommen, an der bekannten Thüre verfuhr. Als er begierig an dem alten Hause emporblickte, befiel ihn ein großer Schrecken. Alle Vorhänge waren an diesem schönen Sommerabend herabgelassen. Sein erster Gedanke war an seinen Vater, sein erster Gedanke hatte das Wahre getroffen. Sein Vater war todt.

Der alte Hausverwalter öffnete die Thüre und empfing seinen neuen Gebieter mit einem feierlichen Gesicht — mit einem Gesicht, in welchem sich ein wahrer Schmerz ausdrückte, denn der Mann hatte seinen vieljährigen Brodherrn wirklich geliebt.

»Es gab niemals einen bessern Gebieter, niemals einen bessern Menschen,« sagte er schluchzend. »Ja, Mr. Philip, wir haben ihn verloren. Er fiel nach dem Frühstück in Ohnmacht, obschon er seine Zeitung gelesen hatte und Alles ganz so wie sonst war und er konnte kein Wort mehr sprechen, der arme liebe Gentleman. Es waren vier Aerzte zu gleicher Zeit bei ihm, denn Miß Paroldi wollte nicht daran glauben, daß keine Hoffnung mehr sei; aber sie konnten nichts für ihn thun. Wir haben vorgestern Abends ein Telegramm an Sie nach Sheffield abgesendet. Sie erhielten es doch, Sir?«

»Nein, ich habe Sheffield bereits in der vorigen Woche verlassen. Ich komme direct von Hall. Lassen Sie mich nach seinem Zimmer gehen, Jackson; ich möchte ihn sogleich sehen.«

»Er sieht so ruhig aus, wie ein schlafendes Kind, Gott segne ihn! Ich bin sehr froh, daß Sie nach Hause gekommen sind, Sir. Es gibt Allerlei wegen des Begräbnisses anzuordnen, was wir nicht ohne Sie thun konnten.«

Philip ging die Treppe hinauf nach dem Todtengemach, einem langen, mit Eichenholz getäfelten Zimmer, mit vier schmalen Fenstern, das düster genug war, selbst wenn es von den Lebenden bewohnt wurde. Er hatte bisher kaum gewußt, wie sehr er seinen Vater liebte oder Welch ein harter Schlag sein Scheiden für ihn sein würde. Für den Augenblick war selbst das Bild von Katharina aus seiner Seele verschwunden. Er blieb eine lange Zeit, fast eine Stunde, in diesem verdunkelten Gemach und dann ging er langsam die Treppe hinunter. Der Tag war nach nicht ganz zu Ende, obschon bereits die ersten Sterne durch das Treppenfenster hereinschienen, als er hinabstieg.

Im Vorplatze verbreitete eine Lampe ein schwaches Licht. Katharina kam aus dem Wohnzimmer, sehr blaß und in Schwarz gekleidet; es war eines ihrer schwarzen Gewänder, die sie für ihre Mutter getragen hatte. Sie reichte ihm die Hand, ihn mit ernstem, mit mitleidsvollem Gesichte anblickend.

»Es thut mir so leid um Sie, Cousin Philip,« sagte sie, »und es thut mir so leid um meiner selbst willen. Ich habe ihn so sehr geliebt. Ich hatte aber auch Ursache, ihn zu

lieben,« setzte sie hinzu, in Weinen ausbrechend.

Sie traten in das Zimmer, wo sie schweigend beisammen saßen, bis es sehr spät wurde, nur zuweilen einige Worte wechselnd.

Zwei Tage später fand das Leichenbegängniß statt, eine stattliche Ceremonie, denn Philip Rayner wählte diese conventionelle Art, seine Achtung für den Todten auszudrücken, als die einzige Weise, in der er in den Augen der Welt, in der sein Vater gelebt hatte, dieses Gefühl darlegen konnte.

Mit tiefer Traurigkeit in seinem Herzen fuhr er nach Hause, als Alles vorüber und das traurige Werk des Tags vollbracht war. Nein, es war noch nicht Alles vorüber. Es mußte auch noch das Testament eröffnet werden, eine Ceremonie, welche nichts als eine bloße Förmlichkeit war, denn Samuel Rayner hatte nur wenige Verwandte und diese waren mit Ausnahme von Katharina Paroldi, sämmtlich reiche Kaufleute in entfernten Colonien. Das Testament war ein altes, von sechs Jahren her datiert und sehr einfach abgefaßt. Der alte Mann hinterließ jedem seiner Diener einen Jahresgehalt, ein kleines Legat dem Arzt, der ihn seit dreißig Jahren behandelt hatte und den Rest des Vermögens seinem einzigen Sohne. Der Name von Katharina Paroldi war nicht erwähnt. Bei der Entwerfung des Testaments hatte Samuel Rayner noch nichts von dem Dasein des Mädchens gewußt und einen Nachtrag enthielt es nicht.

Nach der Ansicht Philips war dies von sehr geringem Belang. Alles, was er besaß, würde ja doch auch Katharina gehören. Es war jetzt an der Zeit, sich offen auszusprechen. Das liebe Mädchen durfte keine Stunde über die Sicherheit ihrer Stellung im Zweifel gelassen werden. Er wollte noch diesen Abend mit ihr sprechen. Es lag keine Unschicklichkeit, kein Mangel an Achtung für den Todten in diesem Schritt. Philip glaubte, daß seine Heirath mit Katharina der Herzenswunsch seines Vaters gewesen sei. Der alte Mann mußte ihre Verbindung vorausgesehen haben, sonst hätte er gewiß die Tochter von Katharina Marsy nicht in gänzlicher Armuth zurückgelassen.

Die Cousins saßen diesen Abend nach dem Diner, von dem Keiner von ihnen etwas ungerührt hatte, allein beisammen. Es war ein warmer Sommerabend und das schwache Summen des abnehmenden Citylebens drang durch die offenen Fenster zu ihnen herein. Das alte Haus hatte das Aussehen jener tiefen Stille, die den Wohnungen in der City an schönen Sommerabenden, wo Jedermann sich nach der frischen Luft der Hügel und nach dem grünen Laube der Bäume sehnt, eigen zu sein pflegt. Philip hatte jedoch an diesem Abend keine solche Sehnsucht. Ihm war das dunkle eichengetäfelte Zimmer ein Paradies. Er vergaß, daß er seinen guten alten Vater diesen Tag ins Grab gelegt hatte. Er konnte an nichts denken, als an Katharinas gedankenvolles Gesicht, wie

sie an dem offenen Fenster saß, wo die Strahlen der untergehenden Sonne auf ihr Antlitz schienen, wie an dem Abend, wo er sie geküßt hatte. Die Worte, die er sich zu sprechen vornahm, kamen ihm nicht leicht an. Er liebte sie zu sehr, um übermäßig kühn zu sein. Aber in dieser letzten glücklichen Stunde seiner Jugend war kein Schatten von Zweifel in seiner Seele. Er hatte niemals an die Möglichkeit einer abschlägigen Antwort von Seite Katharinas gedacht; er hatte nie daran gedacht, daß er einen Nebenbuhler haben könne; er hatte nie daran gezweifelt, daß sie ihn liebe. In gutem Glauben hatte er ihre dankbare und schwesterliche Zuneigung für Liebe genommen. Er scheute sich bloß, daß er erst so spät seine Bewerbung vorbrachte, das war Alles.

»Katharina,« sagte er endlich, seinen Stuhl näher zu dem ihrigen rückend, »ich habe Ihnen etwas zu sagen.«

Sie hatte bisher fleißig gearbeitet; sie legte aber jetzt ihre Stickerei weg und kehrte ihm ihr ruhiges gedankenvolles Gesicht zu.«

»Und ich habe ebenfalls mit Ihnen zu sprechen, Cousin,« antwortete sie plötzlich roth wie eine Rose werdend. »Ich hatte Ihnen in den letzten drei Tagen etwas zu sagen, aber ich habe nicht den Muth dazu gehabt. Und doch weiß ich, wie gut Sie sind und daß nichts in der Welt Sie unfreundlich gegen mich machen könnte.«

»Gewiß nicht, Katharina. Unfreundlich gegen Sie,

Katharina? Wie könnte ich jemals das werden?«

»Allerdings nicht und eben deshalb war es so thöricht von mir, daß ich mich scheute, offen mit Ihnen zu sprechen. Ich denke« Sie müssen wissen, wie glücklich und friedlich mein Leben in diesem lieben alten Hause gewesen ist, Cousin Philip, und wie dankbar ich Ihnen und Ihrem theuren Vater für alle Ihre Güte gegen mich sein muß, aber — aber — wir sind Beide jung und es würde sich nicht für uns passen, hier für immer beisammen zu leben. Die Leute würden es für ungehörig halten. Mrs. Dorking hat mir dies vor einem oder zwei Tagen gesagt und am Abend nach Cousin Samuels Tod hatte ich einen Antrag für eine neue Heimath. Halten Sie mich nicht für undankbar und denken Sie nicht, daß es mir nur darum zu thun ist, von Ihnen fortzukommen, Cousin Philip. Ich kann mir nicht denken, daß eine Schwester ihren Bruder mehr liebt, als ich Sie liebe; aber ich muß gehen — Jedermann sagt das.«

Sie blickte ihn ein wenig ängstlich an, während das Erröthen langsam von ihrem lieblichen Gesicht verschwand.

»Eure neue Heimath! Weshalb sollten Sie fortgehen, Katharina? Was brauchen Sie sich darum zu bekümmern, ob uns irgend ein boshafter Thor verläumdet? Es ist kaum möglich, daß die Bosheit so weit geht und es kann uns so wenig daran liegen, denn,« — Und dann rief er, ohne den Satz zu beenden aus: »Der Antrag einer neuen

Heimath, Katharina? Welcher Heimath?«

»Mrs. Tolson — Georges Mutter — hat mich ersucht, bei ihr zu wohnen, bis — bis ich verheirathet bin.«

Sie erröthete jetzt wieder und die schweren Augenlider senkten sich auf die herrlichen dunkeln Augen nieder.

»Bis Sie verheirathet sind?«

»Ja, Cousin Philip. Ich hätte es Ihnen vielleicht früher sagen sollen, aber es geschah so lange Sie abwesend waren und es kam mir so abgeschmackt vor, darüber zu schreiben. George Tolson hat mich um meine Hand gebeten und — und ich liebe ihn so sehr — und wir werden uns in einem oder zwei Monaten verheirathen. Wir werden natürlich nicht reich sein, denn George hat seine Mutter zu unterhalten — das ist seine erste Pflicht — aber wir können auch glücklich mit wenig leben, wir lieben einander so innig.«

Die Todtenblässe, welche das Gesicht ihres Cousins überzog, that plötzlich ihrem unschuldigen Bekenntniß Einhalt.

»Cousin, lieber Cousin Philip,« rief sie« »Sie sind doch nicht böse?«

»Böse!« rief der junge Mann, »Sie haben mein Herz gebrochen! Wie, wußten Sie nicht, daß ich Sie geliebt habe? Wußten Sie nicht, daß alle meine Hoffnung auf Ihre Liebe gebaut war? Als ich Sie am Abend meiner Abreise küßte, wenn Sie vorher noch Zweifel gehabt

hatten« konnten Sie da noch daran zweifeln, was ich für Sie fühlte?«

»Ich dachte es sei nur der Kuß eines Cousins. Wir waren ja wie Bruder und Schwester. Ich habe mir niemals träumen lassen, daß Sie eine andere Liebe für mich hegten als für eine Schwester.«

»Natürlich!« rief Philip Rayner mit bitterem Gelächter. »Was ist leichter gesagt als das? Und er, der Schurke, der Verräther, der falsche Freund, den ich in dieses Haus gebracht, der niederträchtige Schuft, der als Bettler in unsere Firma kam — auch er mußte hinter meinem Rücken heranschleichen und Sie wegstehlen.«

»Halten Sie ein, Philip, ich kann diese Dinge nicht über ihn anhören. Welches Recht hatte er zur Annahme, daß Sie mich liebten? Es ist zu grausam, zu ungerecht; lieber Cousin, seien Sie vernünftig, — kommen Sie zu sich selbst. Was ich auch gegen Sie gefehlt habe, es ist ans Unwissenheit geschehen. Ich werde nie aufhören, Ihnen dankbar zu sein, niemals aufhören, Gefühle der Zuneigung für Sie zu hegen. Seien Sie edelmüthig, Cousin Philip, sagen Sie, daß Sie mir vergeben wollen.«

»Ihnen vergeben!« rief der Mann in blinder Wuth. »Bis ans Ende meines Lebens — und sollte ich hundert Jahre alt werden — werde ich nie mehr ein Wort mit Ihnen sprechen! Ich bitte Gott, daß ich Ihr Gesicht niemals mehr zu sehen bekomme.«

Und mit diesen Worten auf den Lippen ging er aus dem Zimmer, verließ sie mit dem finstern Entschluß, diese Beiden, die ihn so schwer verletzt hatten, bis ans Ende seiner Tage zu hassen.

Er verließ sogleich das Haus und irrte die ganze Nacht hindurch in der einsamsten Umgebung der City umher, mit einem Fieber im Gehirn, ohne ein Gefühl der Ermüdung, selbst ohne Bewußtsein von der Scene um ihn her.

Die Sommersonne schien bereits hell, als er nach Hause zurückkehrte, seine Kleider weiß vom Staub und vom Nachthau befleckt, sein Gesicht blaß und hohläugig. Er wusch sich und wechselte seine Kleider mit einem halb mechanischen Gefühl des Schicklichen und dann ging er in das Wohnzimmer hinunter, das ihm noch vor Kurzem ein so angenehmes häusliches Gemach geschienen hatte. Der einsame Frühstückstisch war nur für eine Person gedeckt und statt der Anwesenheit von Katharina Paroldi, war ein kleines Billet von ihr da, an Philip Rayner adressiert — ein zartes kleines Briefchen, worin sie ihn wiederholt ihrer Dankbarkeit für seine Güte gegen eine verlassene Waise versicherte, ihn nochmals bat, edelmüthig zu sein und Verzeihung zu üben, und ihm sagte, wie er auch gegen sie handeln möge, sie selbst werde niemals aufhören, seine dankbare und liebende Katharina zu sein.

Er las den Brief dreimal mit einem wilden gierigen

Ausdruck in seinem Gesicht, mit einem Gemisch von Haß und Liebe, dann ballte er ihn zusammen und warf ihn in den leeren Kamin. Nachdem er dies gethan hatte, beschloß er sein Leben nach einem neuen Plane zu beginnen, das falsche Mädchen sich aus dem Sinn zu schlagen und alle seine Energie und alle seine Gedanken dem Geschäfte zu widmen.

Der erste Brief, den er schrieb, als er sich zum erstenmal seit seiner Reise wieder an den Schreibtisch in seinem Comptoir setzte, war an George Tolson gerichtet, ihn benachrichtigend, daß seine Dienste nicht länger gewünscht würden und daß, falls er eine Geldentschädigung der gewöhnlichen Kündigungsfrist vorziehe, dies dem Gefühle seines gehorsamen Dieners Philip Rayner angenehmer sein würde.

Die Antwort darauf erfolgte rasch genug. Sie erklärte dem neuen Chef, daß Mr. Tolson weder eine Kündigung, noch eine Entschädigung beanspruche und daß er das Comptoir bei Ablieferung seines Briefs an Mr. Rayner bereits für immer verlassen habe.

»Er wird wahrscheinlich eine andere Stelle finden,« sagte Philip zu sich, »denn der Schurke ist geschickt und gescheidt. Er hatte bei uns 150 Pfd. des Jahrs; so viel wird er kaum anderwärts erhalten. Im besten Falle ist es nur ein anständiges Bettlerleben, ein Kampf um die bloße Existenz. Und was gibt es, das ich ihr verweigert hätte, wenn sie mein Weib geworden wäre? Ich bin überzeugt,

daß sie zuweilen daran denken wird.«

In wie fern es Philip gelang, das Bild des Mädchens, das er so sehr geliebt, aus dem Herzen zu verbannen, war ihm nur allein bekannt. Von der Stunde an, wo er sie am Abend der Bestattung seines Vaters verließ, nannte er ihren Namen nicht mehr. Welche Neugierde er auch in Bezug auf ihr Schicksal gefühlt haben mochte, er verschloß sie in seiner eigenen Brust, keinen Versuch machend, ihren Aufenthalt zu erfahren.

Es war von dieser Zeit an, daß er von sich als einem guten Hasser sprach. Er hegte eine Art von düsterem Stolz auf seinen Haß gegen George Tolson und Katharina Paroldi. Und doch würde er sich selbst, wie wir bereits gesagt, einen guten Christen genannt haben. Er war stets ein tüchtiger Geschäftsmann gewesen; aber seit seiner Enttäuschung widmete er sich den trockenen Arbeiten des täglichen Lebens mit neuer Energie. Sein Vater hatte ihm ein sehr bedeutendes Vermögen hinterlassen, das er mit jedem Jahre noch vermehrte, während seine Ausgaben sich verminderten. Der alte treue Hausverwalter hatte sich mit seinen Ersparungen und dem Legat, das ihm sein verstorbener Herr vermacht, ins Privatleben zurückgezogen und Philip machte keinen Versuch, ihn zu ersetzen. Seine ganze Bedienung bestand jetzt aus der alten Haushälterin und einer der sauertöpfigen mittelalterlichen Mägde. Er war mit dieser Verringerung seines Haushalts vollkommen zufrieden. Es

wurde dadurch Geld gespart und die Vermehrung seines Reichthums gewährte ihm eine Art grimmiger Genugthuung.

Die Jahre vergingen und er lebte ohne Veränderung irgend einer Art in dem alten langweiligen Cityhause dahin. Freunde hatte er keine. Der einzige Mann, mit dem er jemals einen vertrauten Umgang gepflogen, war George Tolson. Bekannte hatte er natürlich in Geschäftssachen — Leute, die eine günstige Meinung von ihm hegten und ihn gerne als Gast in ihren Häusern gesehen hätten, aber er lehnte alle Einladungen ab. Die düstere Einsamkeit seines alten Hauses sagte seiner düstern Stimmung am besten zu. Die Leute fragten ihn zuweilen, warum er sich nicht eine Villa in einer der Vorstädte kaufe und mehr im Einklang mit seinem Vermögen lebe. Er antwortete ihnen stets mit demselben traurigen Lächeln, daß das Landleben keinen Reiz für ihn habe, er sei zu sehr an London gewöhnt und er liebe es.

So führte er das Leben fort, kaufend und verkaufend und täglich reicher werdend; jeden Tag in dasselbe einsame Gemach heimkehrend, allein spärlich essend und trinkend; die langen Abende mit einem unbenützten Buch vor sich auf dem Tisch in gänzlicher Abgeschlossenheit zubringend, oder allein die bekannten Straßen der Stadt und Vorstädte durchwandernd, wie er es früher in Gesellschaft von George Tolson gethan hatte und in Bezug aus irgend ein Vergnügen oder auf eine

Abwechselung im Leben hätte man ihn recht wohl mit einem elenden Galeerensklaven vergleichen können, der unter der südlichen Sonne von Frankreich sein hartes Tagewerk verrichten muß. So gingen die Jahre hin und brachten ihm keine Kunde von Denjenigen, die er haßte, keine Veränderung in seinem eigenen einförmigen Leben. »Es war zehn Jahre, nachdem sie sein Haus verlassen, als er Katharina Paroldi, oder wie sie jetzt genannt wurde, Katharina Tolson zuerst wiedersah. Sie streifte an einem Winterabend bei einbrechender Dunkelheit in einer der belebtesten Citystraßen an ihm vorbei, eine große schlanke Gestalt, in Schwarz gekleidet, mit großen dunkeln Augen und einem abgezehrten Gesicht. Erst als sie einige Augenblicke an ihm vorüber war, fühlte er an dem schnelleren Schlage seines Herzens, wer es war, die ihm so nahe gewesen. Er kehrte sich um und wäre ihr gern gefolgt, getrieben durch eine seltsame Neugierde, die Umstände ihres Lebens kennen zu lernen; aber sie hatte sich bereits in der Menge verloren.

Gütiger Himmel, wie verfolgte ihn ihr Gesicht nach diesem Novemberabend! Sie war arm, ein einziger Blick in ihr abgehärmtes Gesicht hatte ihn davon überzeugt — arm und sorgenvoll, allein in der Citystraße von der Menge herumgestoßen, nach irgend einem schmutzigen Zufluchtsort, ihrer Heimstätte eilend, sie, für die das Leben ein einziger heiterer Feiertag gewesen wäre, wenn sie sein Weib hätte werden wollen. Er lachte laut bei dem

Gedanken an seinen Reichthum und die Heimstätte, die er ihr hätte geben können. Nicht jenes düstere Cityhaus, das gut genug für ihn war, sondern einen Vorstadtpalast in einem Feenland von Gärten, Equipagen, Lakaien und Diamanten um die blasse Stirne zu krönen. O Gott, wie ganz anders wäre das Leben für Beide gewesen, wenn sie ihn nur geliebt hätte! Er haßte sie mit doppeltem Hasse bei dem Gedanken, was sie Beide verloren hatten, haßte sie ebenso sehr für das Elend, das sie sich, wie ihm bereitet hatte.

Zu Hause angelangt, nahm er sein Bankbuch heraus und zählte die Tausende, die er in den Fonds angelegt hatte. Seit er es das letzte mal in der Hand gehabt, waren ein paar Tausende mehr hinzugekommen. Ein paar Tausend Pfund und dieses arme abgemagerte Gesicht von ihr hatte ausgesehen, als ob eine Zehn-Pfundnote eine Wohlthat für sie sein würde.

»Ich habe nie geglaubt, daß George Tolson sein Glück im Leben machen würde,« sagte Philip Rayner diesen Abend zu sich, »er war zu flüchtig dafür. Gescheit ist er, das gebe ich zu, aber von jener Art oberflächlicher Gescheidtheit, die einem Mann selten dazu verhilft, ein Vermögen zu erwerben.«

Von dieser Zeit an stand ihm das Gesicht, das er an jenem Abend einen Augenblick in der belebten Citystraße gesehen, immer vor Augen. Es hatte ihn in seiner jungfräulichen Grazie und Schönheit verfolgt und

verfolgte ihn jetzt wie der traurige Schatten einer wandernden Seele im Hades und dennoch sagte er sich noch immer, daß er sie hasse. Was konnte ihn ihre Armuth kümmern? Wenn sie auch vor ihm, um Hilfe flehend, auf den Knien läge, so würde er doch so taub wie Stein gegen ihre Bitten sein. Sie hatte für sich gewählt, sie mußte nun auch die Folgen davon tragen.

Es war hierauf mehr als ein Jahr vergangen, als er den Mann wiedersah, der einst sein Freund gewesen — George Tolson. Die beiden Männer begegneten einander an einer dunkeln Straßenecke in der Nähe der Börse, Philip von einem angenehmen Besuch bei seinem Mäkler zurückkehrend, der andere plötzlich aus einem Wirthshause heraustretend, eine hagere armselige Gestalt mit einem abgemagertem unrasierten Gesicht.

Eine schwache Röthe überflog das sorgenvolle Antlitz, als der Mann den Sohn seines früheren Brodherrn erkannte und er machte Miene, als ob er mit ihm sprechen wollte; aber Philip Rayner eilte, so schnell er konnte, an ihm vorüber, sehr blaß und mit einem finstern, fast drohenden Gesicht. Nein, es war nichts als Haß für diesen Mann in seinem Herzen. George Tolson sah ihm einen Augenblick unentschlossen nach, dann stieß er einen schweren Seufzer aus und ging langsam weiter. Welche unbestimmte Hoffnung ihn auch dazu getrieben hatte, sich diesem einstigen Freunde zu nähern, sie erstarb sofort beim Anblick dieses blassen zornigen

Gesichts.

So verlor Philip Rayner zweimal die Gelegenheit, das Schicksal dieser zwei Personen kennen zu lernen, die ihm einst so theuer gewesen.

Und doch gab es Zeiten, wo er die Welt darum gegeben hatte, etwas Näheres über ihr Schicksal zu erfahren; ob sie den Becher des Mißgeschicks bis auf die Hefe geleert, und ob Katharina das Opfer, das sie gebracht, bereute. Er mochte thun, was er wollte, er konnte sie nicht aus seinen Gedanken verbannen. Die Betrachtung seines eigenen Wohlstands war angenehm genug, aber ihr trauriges Gesicht drängte sich zwischen ihn und das Bild des goldenen Kalbes, das er sich auf den Altar gestellt. Bedauerte er sie? Nein, gewiß nicht. Er bestand nicht aus dem Stoff, um eine solche Beleidigung zu vergeben. Er war ein guter Hasser.

Ein weiteres Jahr war vergangen und Philip Rayner hatte sein vierzigstes Jahr erreicht. Es war sein Geburtstag, ein düsterer, sonnenloser Tag, spät im Oktober, mit einem scharfen Ostwind, der den ganzen Tag über blies. Ein Geburtstag ist stets ein trauriges Ereigniß für einen Mann in höheren Jahren, der allein in der Welt steht. Niemand hatte für Philip Rayner bei diesem neuen Abschnitt in seinem Leben einen Glückwunsch, nicht einmal seine Diener, denn er hatte sich längst alles Ceremoniel an diesen Tagen verboten und keine Flasche Wein wurde in der Küche geöffnet, um

die Gesundheit des Gebieters zu trinken. Er war ein Mann, der sich rühmte, daß er längst alle Sentimentalität abgeschworen habe und dennoch berührte ihn seine Einsamkeit, seine gänzliche Isolierung gerade an diesem Tage ein wenig schmerzlich. Und es würde in allen den kommenden Jahren ganz ebenso sein. Er besaß keinen einzigen Freund in der Welt. Er konnte noch vierzig solcher Geburtstage erleben in demselben düsteren, alten Hause, in derselben todtenartigen Stille und Einsamkeit. Zum ersten male kamen ihm diese dunkeln, getäfelten Wände schrecklich vor. Sie schienen ihn wie die Mauern eines Kerker gewölbes zu umschließen. Er sprang in einem plötzlichen Ausbruch von Verzweiflung von seinem Sitz am Kamin auf und eilte aus dem Hause. Als er sich einmal in der freien Luft befand, war es ihm ziemlich gleichgültig, wohin er ging. Die Uhren schlugen Sieben, die Geschäfte des Tages waren größtentheils vorüber und das Leben in den Straßen begann allmählig abzunehmen. Er durchschritt mehrere Straßen, unbekümmert, wohin er ging, bis er sich in einem öden Winkel einer der äußersten Vorstädte befand.

Die Besichtigung dieser schmutzigen Straßen gewährte Philip Rayner ein gewisses Vergnügen. Wahrscheinlich war es ihm angenehm, den Schmutz und das Elend, das hier überall vorherrschte, mit seiner günstigen Lage zu vergleichen. Wenn er Niemand hatte, der ihn zu seinem Geburtstag begrüßte, so konnte er sich wenigstens selbst

über seinen Reichthum beglückwünschen.

Er wunderte sich nur, wie die Menschen in dieser Gegend ihr Dasein zu ertragen vermochten. Jedenfalls waren sie nicht vereinsamt. Wohin er einen Blick in ein erleuchtetes Gemach that, sah er eine Familiengruppe versammelt. Er hörte da und dort durch die offenen Thüren Kinderstimmen, oder Frauen vor den Häusern mit einander schwatzen. Diese unglücklichen Geschöpfe schienen trotz ihres Elends fast glücklich. Er ärgerte sich bei dem Gedanken, daß dies wirklich der Fall sein könne, daß so wenig zum Glück nothwendig sei und daß er es trotzdem verfehlt habe.

Er wandte sich darauf in eine dunklere und einsamere Straße, als die übrigen, wo es viele leere Häuser gab und die Verödung größer war, als er sie anderwärts gesehen hatte. Indeß waren die Häuser besser und größer als diejenigen in der Nachbarschaft.

Hier war Alles so still, daß Philip Rayner auf der andern Seite der Straße das unterdrückte Schluchzen eines Kindes vernehmen konnte, welches mit gefalteten Händen auf Etwas am Boden niederblickte, ein kleines Bild der Verzweiflung. Er war im Allgemeinen kein hartherziger Mann und er konnte den Schmerz eines Kindes nicht ganz ohne Bewegung mit ansehen. Rasch ging er über die Straße zu dem Kinde. Es war ein kleines zartes Mädchen, dessen Aussehen bei aller Aermlichkeit einen bessern Stand verrieth, mit einem blassen

intelligenten Gesicht, ein Mädchen, das im Alter zwischen acht und zwölf Jahren stehen mochte.

»Was hast Du, mein Kind?« fragte Philip freundlich.

»Die Arznei, Sir, die Arznei für Mama,« antwortete das Mädchen, noch immer auf den Boden blickend, wo Philip nun die Ueberreste eines zerbrochenen Glases wahrnahm. »Sie ist sehr theuer. Ich hatte sie aus der Apotheke zu holen und sie schlüpfte mir aus der Hand, gerade als ich in der Nähe unseres Hauses war und ich habe mich doch so sehr in Acht genommen. O Himmel, was soll ich jetzt anfangen?«

»Natürlich aufhören zu weinen, meine kleine Maid und eine andere Flasche Arznei holen. Das ist das Beste, was geschehen kann.«

»Aber des Geld, Sir. Ich sollte solche Dinge nicht sagen; aber es war das letzte, das sich im Hause befand. Es ist keines mehr da. Mama wird ohne Arznei bleiben und sie ist so sehr, so sehr krank.«

»Das soll sie nicht meine Kleine. Komm mit mir zum Apotheker und ich will hinreichend Geld für ihn finden.«

»O, wollen Sie wirklich, Sir? Wie gut, wie sehr gut von Ihnen!«

Das Mädchen faltete die Hände und sah mit entzücktem Blicke zu ihm empor. Sie standen gerade unter einer einsamen Gaslampe. Was lag in dem Gesicht der, Kleinen, das ihn plötzlich so erregte? Etwas, ein

Blick, ein Zug, der ihn an ein anderes Gesicht erinnerte, das ihn jetzt selten verließ. Und doch bestand keine besondere Aehnlichkeit zwischen den beiden Gesichtern. Die Augen des Mädchens waren blau, sein Haar hellbraun. Nur im Ausdruck konnte es Aehnlichkeit mit Katharina Paroldi haben. Aber der Ausdruck war vorhanden — ein flehender, mitleiderregender, der ihm geradezu zum Herzen drang. Und er hatte keinen Grund, sich gegen dieses Kind zu stählen. Er konnte dem launischen Gefühl nachhängen, das jenes unbestimmte Etwas in ihren Zügen erweckt hatte. Er konnte gütig gegen dieses arme Mädchen sein, ohne daß er seinem Hasse etwas zu vergeben brauchte.

Es war ein ziemlich langer Gang nach der Hauptstraße, wo der Apotheker wohnte und er hatte Zeit genug, das kleine Wesen zu studieren, das so geduldig neben ihm herging, zu ihm emporblickte und alle seine Fragen mit einer sanften Dankbarkeit beantwortete, die ihn tief ergriff. Was er dagegen that, war ja so unbedeutend; der Betrag belief sich höchstens auf ein paar Schillinge. Wie verlassen mußten die Armen sein, wenn ein so geringer Dienst von ihnen so hoch angeschlagen wurde.

Das Mädchen war elf Jahre alt, das älteste der Familie. Es waren noch drei andere Kleine zu Hause, zwei Mädchen und ein Knabe. Papas Name war Turner. Er war sehr unglücklich, konnte keine Stelle in der City erlangen und verdiente jetzt ein wenig dadurch, daß er für eine

obscure Zeitung schrieb. Er sei sehr geschickt, sagte das Kind, aber nicht so gut wie Mama. Und die arme Mama habe all die Sorge und den Kummer so schwer gefühlt, daß sie sehr krank geworden sei. Es sei ihr Herz, sagte der Arzt.

Alles dies erzählte ihm das kleine Mädchen mit kindlicher Offenheit und zugleich mit einem Tone, welcher bewies, daß harte Erfahrung das Kind älter gemacht hatte, als seine Jahre waren. Sie fanden die Apotheke noch offen, ließen die Arznei bereiten und dann begleitete Philip Rayner das kleine Mädchen, das er nicht ohne Schutz durch die einsamen Straßen gehen lassen wollte, nach ihrem Hause zurück. Sie bat ihn zwar, sich ihretwegen nicht zu bemühen. Sie sei ganz daran gewöhnt, so spät noch auswärts zu sein, sagte sie; aber er wollte sich nicht abweisen lassen und er ging mit ihr nach Hause, getrieben durch eine seltsame Neugierde, den Ort zu sehen, wo sie lebte.

Die Kleine führte ihn in das Wohnzimmer, ein kahles ärmliches Gemach, obschon es reinlich war und man offenbar den Versuch gemacht hatte, ihm einiger Maßen ein behagliches Aussehen zu geben. Die spärlichen Möbel waren von der kläglichsten Beschaffenheit — »ein alter lahmer Tisch und ein paar schadhafte Rohrstühle. Das war Alles. Eine ungekämmte Magd, ein Mädchen von 14 bis 15 Jahren, kam, als sie eintraten, aus einem Nebenzimmer hervor, mit einer Talgkerze in der Hand,

bei dessen schwachem Lichte Philip Rayner seine erste Umschau in dem Gemache hielt. Es schien, als ob die Kleine seine Gedanken bei diesem Blicke errathen hatte.

»Es sind nicht unsere Möbel,« sagte sie. »Diese sind uns vor länger als einem Monat zur Bezahlung der Miethe abgepfändet worden. Einige gute Nachbarn haben uns diese Dinge geliehen und der Hausherr läßt uns hier wohnen, bis das Haus vermietet wird. Wenn dies geschieht, müssen wir ausziehen.«

»Wie lange sind Sie ausgeblieben, Miß Mary,« rief das Hausmädchen, den unbekanntem Besucher neugierig betrachtend. »Ihre Mutter hatte Angst um Sie.«

»Ich hatte ein Unglück mit der Arznei, Sally. Ohne die Güte dieses Gentleman hätte ich gar keine mitbringen können.«

Das ungekämmtete Dienstmädchen, das offenbar weichherziger Natur war, erhob die Hände und blickte den Fremden mit sichtbarer Bewunderung an.

»Gott weiß es, Sie haben nicht viele Freunde, armes Kind,« sagte sie. »Es ist gut, wenn Jemand sich ihrer annimmt.«

»Und, Mama?« fragte das kleine Mädchen lebhaft. »War sie besser, während ich fort war?«

»Sie ist sehr ruhig,« antwortete die Dienerin ausweichend; »aber Sie wissen ja, daß sie immer so ist. Klagen kommen nie über ihre Lippen.«

»Und haben die Kinder geschlafen?«

»Wie die Ratzen, Miß Mary. Ich wünschte nur, Sie wären auch im Bette bei ihnen, wie Sie es in Ihrem Alter sein sollten.«

»Ja,« erwiderte Philip, »es ist spät für dieses arme Kind und es scheint ein gebrechliches kleines Wesen zu sein.«

»Ah, Sir,« antwortete die Dienerin mit einem Seufzer, »wenn Sie wüßten, was das Kind auszustehen hat, wie geduldig es ist und was es für einen Kopf besitzt, über seine Jahre hinaus! Und was mich betrifft, so habe ich seit sechs Monaten keinen Pfennig Lohn, wohl aber harte Worte vom Herrn erhalten, wenn er in übler Laune war. Aber ich habe nicht das Herz, *sie* zu verlassen.«

»Nein, nein, liebe Sally,« Sie können mich nicht verlassen,« sagte das Kind, sie umfassend.

Philip Rayner blickte die Beiden an und wunderte sich über diesen neuen Einblick in das Leben. Das Kind war in Mitte ihrer Armuth eine solche kleine Lady, es zeigte viel Anmuth und Feinheit in seinem Benehmen, daß er sich mehr für dasselbe interessirte, als er es bei einem Wesen, das ihm so fern stand, für möglich gehalten hätte. Philip saß da und betrachtete die Kleine, bei sich erwägend, was er thun könne, um ihr nützlich zu sein.

»Ich werde morgen wiederkommen, Miß Turner,« sagte er, »um mich nach Ihrer Mama zu erkundigen,

wenn Sie nichts dagegen haben.«

»O nein, nein, wirklich nicht; ich bin Ihnen so dankbar.«

Dann verließ er das Haus, dem Dienstmädchen, das ihm die Treppe hinableuchtete, einen halben Sovereign in die Hand drückend. Er hielt es für wahrscheinlich, daß Etwas, was er, der Dienerin gab, der ganzen Familie zu gut komme und er hätte nicht um die Welt, der Kleinen Geld anbieten mögen, obgleich sie so offen ihre Armuth bekannt hatte.

Als es am folgenden Abend zu dunkeln begann, fuhr er in einem Cab nach dem Hause, allerlei kleine Leckerbissen mit sich nehmend, von denen er glaubte, daß sie der Kranken zuträglich sein könnten — einen Korb, der ein halbes Dutzend Flaschen ausgewählten Weins aus seinem Keller enthielt, einige köstliche Warmhaustrauben, ein Packet feinsten Thees und einige Büchsen mit conservirter Fleischbrühe. Das Gefühl, persönlich etwas für das Wohlergehen seines Nebenmenschen zu thun, war ihm etwas ganz Neues und es schien seinem Leben einen frischen Impuls zu geben. Wahrscheinlich hatte er die gänzliche Vereinsamung und Nutzlosigkeit desselben mehr gefühlt, als er sich selbst eingestanden.

Er begnügte sich aber noch nicht damit, der Kranken diese Gegenstände zu bringen, sondern kaufte auch noch

auf dem Wege ein nettes Arbeitskästchen für seinen kleinen Liebling. Es mochte ihr vielleicht von keinem großen Nutzen sein; aber er war überzeugt, daß es ihr gefallen würde.

Er fand das Wohnzimmer, in dessen Kamin ein kleines Feuer brannte, sehr reinlich und Mary Turner mit einer Nadelarbeit beschäftigt. Er war offenbar erwartet worden und sie erröthete vor Vergnügen, als die Magd ihn als den »fremden Gentleman« anmeldete.

Aber was war dies im Vergleich mit ihrem Entzücken, als sie die Schätze sah, die er ihr mitgebracht hatte. Der Wein —

»O Sir,« rief sie mit gefalteten Händen, »der Arzt hat so oft schon gesagt, daß Mama Wein erhalten sollte; wir konnten ihr aber keinen geben. Sie sind wie ein Engel, der vom Himmel gekommen.«

Und dann die Früchte, große purpurrothe Trauben und der Thee. Die arme Mama liebte den Thee so sehr. Es war das Einzige, was ihr wirklich zusagte und der Thee, den sie in der Nachbarschaft erhielten, war so schlecht und oft hatten sie gar keinen. Wie könne sie ihm jemals genug danken? fragte sie.

»Ich verlange keinen Dank. Es ist ein großes — Vergnügen für mich, Dir diesen kleinen Dienst zu erweisen. Glaube mir, ich würde sehr gerne mehr für Dich thun.«

Und dann gab er Mary ihr Arbeitskästchen und sah, wie sich ihre blauen Augen weit öffneten, während sie die kostbare Perlmutterausstattung und die blaue seidene Polsterung bewunderte.

»Sie hätten mir kein besseres Geschenk machen können,« sagte sie. »Ich habe viel zu arbeiten, denn ich muß alle die Sachen für meine kleine Brüder und Schwestern anfertigen.«

Sie würde sich richtiger ausgedrückt haben, wenn sie gesagt hätte, sie bessere alle die Sachen aus, denn Neues anzufertigen gab es sehr wenig in der Familie.

»Was habe ich gethan, um solche Güte von Ihnen zu verdienen?« rief sie, das offene Arbeitskästchen mit Entzücken betrachtend.

»Du bist ein braves Mädchen und hast Dein Mißgeschick muthig ertragen,« antwortete er.

Sie sah ihn verwundert an. Es kam ihr so seltsam vor, daß sie für das, was ihr eine so natürliche Sache schien, gelobt und belohnt werden sollte.

Bevor er sie verließ, wußte er sich die Adresse des Hauseigenthümers zu verschaffen und suchte ihn noch an demselben Abend, ehe er nach Hause ging, auf. Der Mann war ein Schenk wirth in der Nachbarschaft und theilte Mr. Rayner die Geschichte seiner Miethbewohner bereitwillig genug mit.

Sie hatten sein Haus nahezu zwei Jahre bewohnt und in

den ersten zwölf Monaten ihren Miethzins sehr regelmäßig bezahlt. Nachher aber waren sie ganz im Rückstand geblieben, so daß er sich genöthigt sah, ihr Mobiliar verkaufen zu lassen.

»Aber als dies geschehen war, hatte ich nicht das Herz, sie auszuweisen,« sagte der Hauseigenthümer. »Dieses Kind, das älteste Mädchen — nur ein Hauch von einem Geschöpf, aber mit dem Muth einer Frau in ihrem kleinen Körper — bat mich so sehr und die Mutter war krank und ich ließ sie wohnen. Ich habe bis jetzt noch nicht einmal den Versuch gemacht, das Haus zu vermieten; obschon ich dem Mädchen gesagt habe, daß sie ausziehen müßten, wenn es vermietet sei. Die Mutter ist, wie ich glaube, eine gute Seele und hat wie ein Sklave mit ihrer Nadel gearbeitet. Der Vater ist nicht viel werth, nichts als ein fauler Tagedieb, wie ich glaube. Er war, als sie das Haus mietheten, irgendwo in der City Commis, verlor aber vor etwa einem Jahre seine Stelle und jetzt ist er bei einer Zeitung beschäftigt, wo er nicht viel über einem Pfund die Woche verdient. Da ist freilich keine Aussicht für einen Mann, Schulden zu bezahlen.«

Nein, Philip Rayner mußte bekennen, daß sich mit einem Pfund in der Woche, wenn man für Nahrung und Kleidung einer Familie gesorgt, nicht viel übrig haben könne. Was sollte er für diese Leute thun? Es war zwar eine hübsche Sache, wenn er seiner Theilnahme für das kleine Mädchen nachhängen wollte; aber er hatte nicht

Lust, etwas Abenteuerliches zu thun, oder sich für sein ganzes Leben mit dem Unterhalt einer unbekanntenen, armen Familie zu belasten. Er wünschte klug zu sein und ihnen doch zu helfen.

»Ich glaube nicht, daß Sie für die Länge durch Ihre Güte verlieren werden,« sagte er zu dem Hausbesitzer. »Ich wünschte nicht, daß diese Leute auf die Straße gesetzt werden, wenigstens so lange nicht, als die Mutter krank ist und ich würde Ihnen gerne den Miethzins für ein Vierteljahr, vom heutigen Abend an datirt, vorausbezahlen, um ihnen ein Obdach für drei Monate zu sichern, wobei aber die Frage über die Schuldrückstände unberührt bleiben müßte.«

»Das ist sehr gütig von Ihnen gehandelt,« antwortete der Mann, »und ich bin damit zufrieden.«

So bezahlte ihm Philip Rayner etwas über eine Fünfpfund-Note und ließ sich eine Quittung über die Berichtigung des Miethzinses für ein Vierteljahr geben.

Während er diesen Abend nach Hause fuhr, erinnerte er sich einer Anzahl abgedankter Möbel, die in einer Dachkammer seines Hauses aufbewahrt wurden. Sie befanden sich sämtlich noch in gutem Zustand, waren aber altmodisch und verschossen. Am folgenden Morgen in aller Frühe ging er in die Rumpelkammer, um eine Auswahl aus denselben zu treffen und auf seinem Wege nach dem Comptoir beauftragte er einen Fuhrmann, den

er öfters in seinem Geschäfte verwendete, die ausgewählten Gegenstände diesen Abend nach der Belvedere-Straße zu bringen; zugleich aber schärfte er dem Mann bei Verlust seiner Kundschaft ein, nicht das Geringste davon verlauten zu lassen, von wem und woher sie kämen.

Als Philip Rayner diesen Abend wieder nach der Belvedere-Straße ging — und es erschien ihm als die natürlichste Sache der Welt dahin zu gehen — fand er, daß das Wohnzimmer mit diesen altmodischen Tischen und Stühlen, die er in der Rumpelkammer ausgesucht, beinahe glänzend hergerichtet war. Mary und die treue Sally waren die ganze Zeit über, seit der Ankunft der Möbel damit beschäftigt gewesen, sie gehörig aufzustellen und zu ordnen.

»Die Vorhänge befinden sich in Mamas Zimmer,« rief Mary. »Sie machen es wohnlicher und halten den Zug ab, der sie früher so sehr belästigt hat. Natürlich kommen die Dinge von Ihnen. Ich habe mich kaum darüber gewundert. Es ist die Geschichte von Aladin und Sie sind der Genius der Lampe.«

Er blieb diesen Abend zwei Stunden oder länger bei ihr, ihr halb kindisches, halb altverständiges Geplauder über die Möbel anhörend. Als er zufällig vernahm, daß Sally gewohnt war, die Abende in Gesellschaft ihrer jungen Gebieterin zuzubringen, da in der Küche kein Feuer brannte, bestand er darauf, daß seine Besuche keine

Aenderung in dieser Beziehung bewirken sollten, worauf Sally nach langem Zögern ihren Platz am äußersten Ende des Tisches entnahm.

»Wie Sie sehen, ist Papa des Abends niemals zu Hause,« sagte Mary zur Erklärung dieser Einrichtung. »Er muß jeden Abend im Bureau der Zeitung sein.«

Und dann fuhr sie fort, Philip zu erzählen, wie dankbar ihr Vater für seine Güte sei und wie sehr er wünsche, eine Gelegenheit zu haben, ihm persönlich zu danken — eine Art von Demonstration, der sich Philip Rayner, der in Folge seiner einsamen Gewohnheiten einer der schüchternsten Männer war, so lange als möglich zu entziehen vornahm. Wäre er nicht überzeugt gewesen, daß er Mary allein antreffen würde, so hätte er seine Besuche in der Belvedere Straße sehr bald eingestellt.

Aber Mary war stets allein und er besuchte sie jeden Abend. Er hatte sich sogar bereits Gedanken darüber gemacht, wie es ihm möglich sein werde, seine Abende hinzubringen, wenn er keine Entschuldigung mehr für seine Besuche habe. Selten kam er mit leeren Händen und er entwickelte bei Auswahl seiner Geschenke einen wahren Scharfsinn. Die jüngeren Kinder waren ihm vorgeführt worden und er sorgte für ihre kleinen Bedürfnisse an Spielzeug mit wahrer kindischer Freude. Es war für ihn so etwas ganz Neues, sich für ein menschliches Wesen zu interessiren, etwas ganz Neues, außer sich selbst zu leben. Aber er gab Mary niemals

Geld. Er glaubte, wenn er dies thäte, ihre Freundschaft zu entwürdigen. Dagegen drückte er von Zeit zu Zeit dem Dienstmädchen ein freigebiges Geschenk in die Hand und er konnte an der vermehrten Bequemlichkeit und Ordnung, von allen Dingen im Hause wahrnehmen, daß seine Gaben, wie er richtig vermuthet hatte, für das allgemeine Beste verwendet wurden.

Natürlich hörte er, als seine Vertraulichkeit mit Mary wuchs, ziemlich viel von Mrs. Turner, wie muthig sie ihre Armuth ertragen, wie geduldig sie gearbeitet hatte, bald Musik, bald Singstunden für geringe Entschädigung in einem ärmlichen Stadtviertel gebend, bald mit unausgesetztem Fleiß mit der Nadel arbeitend. Sie sei sehr geschickt, sagte Mary und Papa ebenfalls und doch hätten sie es so schwer gefunden, ihren Lebensunterhalt zu erwerben. Er hörte die ganze Geschichte ihrer Krankheit von ihrem hoffnungslosen Darniederliegen bis zu ihrer langsam eintretenden Genesung. Und so verging die Zeit bis Philip Mary länger als einen Monat gekannt hatte und Mrs. Turner kräftig genug war, jeden Tag des Morgens ein wenig aufzustehen, mit der Aussicht, in kurzer Zeit ins Wohnzimmer herabkommen zu können.

»Und wenn sie herabkommt, so werden Sie ihr doch gestatten, daß sie Ihnen danken darf, nicht wahr?« bat das Kind. »Sie werden sie nicht vermeiden, wie Sie Papa vermieden haben?«

Es kam Philip schwer an, Ja zu sagen; aber das Kind

schien sein Herz auf die Sache gesetzt zu haben und er konnte ihm seine Bitte nicht abschlagen.

»Ich bedarf keines Danks,« sagte er, »was ich gethan, habe ich zu meinem eigenen Vergnügen gethan. Aber — aber wenn Du es wirklich wünschest, werde ich Deine Mama mit Vergnügen sehen.«

Während der ganzen Zeit hatte er Mary niemals seinen Namen oder seine Wohnung gesagt und das Kind, geleitet von seinem natürlichen Zartgefühl, hatte auch niemals die geringste Neugierde in dieser Beziehung an den Tag gelegt.

Endlich kam der wichtige Tag. Mama war wohl genug, um den Abend im Wohnzimmer zubringen zu können. Es sollte eine kleine Theepartie zu Ehren des Ereignisses stattfinden und Philip Rayner hatte versprochen, etwas früher zu kommen, um dieser Festlichkeit beizuwohnen. Zu diesem Behufe mußte er sein Geschäft vor der gewöhnlichen Zeit verlassen und sein Diner eine Stunde früher als sonst einnehmen; aber diese kleinen Opfer waren für ihn von geringem Belang. Er fühlte nichts als eine gewisse Scheu, einer Fremden dargestellt zu werden, der er Wohlthaten erwiesen.

Er fand Mary trotz des kalten Wetters an der Hausthüre seiner harrend. Sie klatschte freudig in die Hände, als sie ihn sah.

»Alles ist bereit,« sagte sie »und das Wohnzimmer

sieht so nett aus, daß es Mama gar nicht mehr kennen wird. Sie wird denken, die Feen seien bei uns eingekehrt. Kommen Sie und sehen Sie, Mama ist noch nicht unten, aber sie wird in einigen Minuten kommen.«

Ja, das Zimmer sah wirklich nett und behaglich aus. Es brannte ein helles Feuer im Kamin und in der Nähe desselben stand das Sopha bereit für Mama. Papa war nicht zu Hause. Seine Thätigkeit bei der Zeitung nahm den größten Theil seiner Zeit in Anspruch.

Philip Rayner nahm seinen Sitz da ein, wo Mary ihm denselben anwies, auf dem Ehrenplatz dem Sopha der Kranken gegenüber. Ihr freudiges strahlendes Antlitz bewegte ihn tief. Der Gedanke, daß solche Kleinigkeiten so viel Glück gewähren konnten und daß er selbst dieses Glück verfehlt hatte, kam ihm bei solchen Anlässen jedes mal in den Sinn. Er saß auf dem Platz, den ihm Mary bezeichnet hatte, die Ankunft der Kranken erwartend.

Nach einigen Minuten ließ sich der Ton eines leichten schwachen Schritts auf der Treppe vernehmen, dann wurde die Thüre sanft geöffnet und eine Dame trat herein, groß und schlank und blaß mit großen dunkeln Augen.

Mit einem lauten Ausruf sprang Philip empor:

»Katharina!«

Ja, sie war es, nicht die glänzende Katharina seiner Jugend, sondern die bleiche verwelkte Frau, die in der

City an ihm vorbeigestreift war — verwelkt und doch für ihn höchst reizend in dem Verfall ihrer Schönheit — die Frau, die er zu hassen geschworen, deren Gesicht er niemals mehr zu sehen gewünscht.

Sie stieß einen schwachen Schrei aus und wankte einige Schritte vorwärts, als ob sie zu seinen Füßen fallen wollte; aber er fing sie in seinen Armen auf und hielt sie an seiner Brust mit zärtlichem Lächeln auf sie niederblickend.

»Katharina,« sagte er, »erinnern Sie sich noch der Zeit, wo ich Sie zum erstenmale geküßt habe? Noch einmal, nur noch ein einziges Mal, und er drückte seine Lippen auf die blasse, von Sorgen gefurchte Stirne. »Es lag eine selbstsüchtige Leidenschaft in jenem ersten Kuß; Reue und Vergebung liegen in diesem.«

Darauf kamen die Erklärungen und sie erzählte ihrem Cousin von den mißlichen Verhältnissen, in die sie seit ihrer Verheirathung gekommen und daß sie an dem letzten Orte, wo sie gewohnt, so tief in Schulden gerathen und so gänzlich außer Stand gewesen seien, dieselben zu bezahlen, daß sie sich von dort heimlich entfernt und unter einem angenommenen Namen eine andere Stadtgegend bezogen hätten, aus Furcht, daß ihnen ihre Gläubiger folgen möchten. Es waren keine Worte nothwendig, um zu zeigen, welch eine bittere Prüfung dies für die redliche Denkungsweise der Frau war und wie sehr bereits der Charakter des Mannes gelitten hatte,

ehe es dazu kam. Sie sprach indeß von ihm mit unveränderter Liebe und Sanftmuth, aber sie behauptete nicht, daß er ohne Schuld sei.

»Ich glaube, es würde nicht so weit mit ihm gekommen sein, wenn er einen Freund gehabt hätte, der ihm beigestanden wäre,« sagte sie in klagendem Tone, »aber er hatte keinen. Wir waren ganz freundlos.«

»Er soll in Zukunft einen Freund haben,« antwortete Philip ohne Zögern, »er soll seinen Platz in meinem Comptoir wieder einnehmen. Er hat vielleicht üble Gewohnheiten angenommen; seien Sie unbesorgt, Katharina, wir wollen ihn davon kuriren. Ich war es, der ihn auf die Straße gesetzt hat. Ich bin ihm einen Ersatz schuldig. Seine Schulden sollen bezahlt werden und er soll unter besseren Bedingungen wieder bei der Firma eintreten, als er sie verlassen hat und Sie und Mary und die Kleinen sollen etwas weiter entfernt auf dem Lande ein kleines Haus erhalten, wo meine süße, weiße Lilie zu einer Rose erblühen wird.«

Er legte dabei seine Hand zärtlich auf den Kopf des Kindes.

»Mein Herzchen,« sagte er, »ich glaube, daß meine Liebe für Dich mich zu einem neuen Menschen gemacht hat.«

Auch erfuhr seine Liebe für sie keine Veränderung. Sie war stets die Freude seines Lebens und später wurde

Mary Tolson eine große Erbin, sie die geliebte Adoptivtochter des Mannes, der sich gerühmt hatte, daß er ein »guter Hasser« sei.

- E n d e -